

# Die Evaluation des Guten im Wechselspiel zwischen Homöostase und Normativität

Milan Scheidegger | Januar, 2009

Wenn Menschen bestimmte Dinge als gut und andere Dinge als schlecht bezeichnen, so suggeriert dieser Sprachgebrauch, dass es offenbar Eigenschaften gibt wie *gut sein* bzw. *ein Gut haben*. Wir werten und evaluieren Objekte mit denen wir interagieren, indem wir ihnen diese Eigenschaft des *Guten* zuschreiben, wir bringen sie somit in eine normative Ordnung, ziehen bestimmte Dinge anderen vor und begründen es, indem wir eben sagen, das eine sei *vorzüglicher* als das andere. Soweit die *Story nach G. E. Moore* wie sie von J. J. Thomson zu Beginn ihres Essays „*The Right and the Good*“<sup>1</sup> eingeführt wird. Doch worauf basiert dieses normative Urteil, wie lässt es sich begründen? Nach welchen Kriterien reihen wir die Objekte unserer Umwelt in eine normative Hierarchie ein?

Damit wir ein Objekt bzw. das dazugehörige Substantiv im normativen Sinne charakterisieren können, indem wir beispielsweise das Attribut *gut* darauf beziehen, muss sich das Objekt also durch eine bestimmte Eigenschaft auszeichnen, die als *gut* evaluiert werden kann. Ich werde jedoch zu zeigen versuchen, dass eine solche Evaluation keineswegs absolute Resultate liefert, sondern jeweils von bestimmten Evaluationskriterien abhängig ist. Diese Kriterien müssen erst gebildet werden und genau die Entstehung von solchen Evaluationskriterien bildet einen interessanten Ausgangspunkt zur Reflexion, ob es Dinge gibt, die ihrer Natur nach einfach gut sind, oder ob dieses normative Urteil nicht vielmehr vom jeweiligen Kontext und somit von kontextuell geformten Evaluationskriterien abhängt.

## DIE DIMENSIONEN DER NORMATIVEN ORDNUNG

Der Begriff *Evaluation* meint primär Bewertung und bezieht sich im Rahmen dieses Essays auf den Prozess der Bewertung von Objekten und Handlungen nach Eigenschaften des *Guten* bzw. des *Schlechten* und ihre

Einordnung in eine normative Hierarchie. Dabei lassen sich nach Thomson bestimmte Dimensionen der Evaluation unterscheiden: Die *ästhetische Dimension* (etwas sieht gut aus, klingt gut, schmeckt gut), die *performative Dimension* (jemand ist gut in einer Tätigkeit), die *instrumentelle Dimension* (etwas ist gut für einen bestimmten Zweck) und schliesslich noch eine entscheidende *vierte Dimension*, nämlich wenn etwas schlichtweg „*gut für eine Sache*“<sup>2</sup> ist. Es ist unschwer zu erkennen, dass die Eignung eines Objekts eine bestimmte Funktion zu erfüllen, mitunter von seiner Bauart bzw. von seinem Design abhängt: „*All artifacts have one or more of what might be called design functions*“<sup>3</sup>. Durch die Einführung des Konzepts der Designfunktion lässt sich nach Thomson nun beispielsweise folgendes normative Urteil begründen: „*I suggest, then, that we should say: if Y is an artifact, then (i) X is good for Y just in case X benefits Y, and (ii) X benefits Y by and only by conducing to Y's doing what it is among Y's design functions to do.*“<sup>4</sup> Wir werden später nochmals darauf zurück kommen, welche Rolle solchen Designfunktionen als Evaluationskriterien bei der Bildung normativer Urteile zukommt. Doch vorerst möchte ich die Natur von Evaluationsprozessen und ihre Rolle für die Bildung normativer Urteile noch etwas genauer untersuchen.

## NORMATIVITÄT UND HOMÖOSTASE

Versuchen wir in den folgenden Abschnitten den Entstehungsbedingungen normativer Ordnungen etwas nachzugehen. Betrachten wir zuerst den Organismus eines Neugeborenen: Sein Körper ist auf Homöostase ausgerichtet, er versucht Wärme- und Energiehaushalt, Flüssigkeits- und Nährstoffbedarf, Zuneigung durch Körperkontakt etc. instinkthaft zu regulieren und signalisiert einen Mangel beispielsweise durch Schreien. Sein Verhalten konstituiert sich im Spannungsfeld zwi-

<sup>1</sup> Judith Jarvis Thomson: *The Right and the Good*, in: *The Journal of Philosophy* Vol. XCIV, No. 6, Juni 1997, S. 273.

<sup>2</sup> vgl. ebd., S. 290.

<sup>3</sup> ebd., S. 290.

<sup>4</sup> ebd., S. 291.

schen Lust und Unlust. Organische Systeme sind an der Aufrechterhaltung dieses Gleichgewichts beteiligt und neuronale Systeme implementieren und dirigieren schliesslich die Detektion, Evaluation und Signalisation solcher Gleichgewichtszustände durch Kommunikation mit dem Umfeld. Das Kind lernt durch Erfahrung und Vermittlung der Erziehungspersonen, was zur Aufrechterhaltung eines auf Wohlbefinden ausgerichteten Körperzustandes nützlich bzw. schädlich ist und lernt die Gegenstände und Handlungen, die daran beteiligt sind, auch sprachlich mit *gut* bzw. *schlecht* zu bezeichnen. Diese primäre Form der Evaluation - eine Evaluation im Bezug auf die eigene körperliche Homöostase - ist also unerlässlich, um eine gesunde Entwicklung des heranwachsenden Individuums in einer sowohl bedrohlichen als auch förderlichen Umwelt zu ermöglichen.

In dieser primären Phase der Entwicklung erkunden wir die Welt mit Neugier, suchen dasjenige auf, was Lust macht, und meiden, was Schmerzen verursacht, und lernen dabei in unserem Verhalten auch gewisse Grenzen zu ziehen. Diese Grenzziehung hat normativen Charakter und wir erfahren sie über die Konfrontation mit der Welt der Erwachsenen, die einen tieferen Einblick und eine grössere Erfahrung mit normativen Ordnungen haben. Denn nicht alles, was lustbetont ist, ist zwingend auf Dauer auch gut für den Organismus. Das Lust-Unlust-System ist zwar ein essentieller Antrieb für die Aufrechterhaltung einer homöostatischen Ordnung, reicht aber alleine nicht aus, sondern muss in den Dialog treten mit der normativen Ordnung, die erst im Rahmen der kognitiven und emotionalen Entwicklung für das Individuum nachvollziehbar wird und in der Auseinandersetzung mit der Welt der Erwachsenen und der Gesellschaft erfahrbar und aneignbar wird. Insofern sind Lust und Unlust primäre Tendenzen, welche das Verhalten motivieren und müssen ergänzt werden durch sekundäre Prozesse der Evaluation des eigenen Verhaltens und der kognitiven Modellierung der Konsequenzen des eigenen Handelns, der Empathie mit Mitmenschen etc. All diese sekundären Prozesse sind essentiell an der Bildung der normativen Ordnung beteiligt.

## NORMATIVITÄT ALS REAKTION AUF KOMPLEXITÄT

Das Lust-Unlust-Prinzip ist ein phylogenetisch altes Prinzip, welches bei einfachen Lebewesen der homöostatischen Regulation dient, der Komplexität der Interaktionsmöglichkeiten von Menschen jedoch kaum mehr allein gerecht werden kann, sondern durch eine normative Ordnung ergänzt werden muss. Diese nor-

mativ Ordnung liegt also im grösseren Handlungsspielraum des Menschen begründet und sein kognitiver Apparat ermöglicht es ihm, mit der Komplexität dieses Handlungsspielraums umzugehen: Der Mensch kann Handlungen reflektieren, Konsequenzen abschätzen, sich Alternativen ausdenken, Ahnen was andere fühlen etc. Hätte er diese Fähigkeiten nicht, müsste er allein auf die homöostatische Triebregulation regredieren, welche seinen Handlungsspielraum empfindlich einschränken würde.

Die Komplexität des Handlungsspielraums des Menschen setzt also eine normative Ordnung voraus, in welche das menschliche Handeln eingebettet ist. Es ist unschwer zu erkennen, dass diese Ordnung keine einheitliche ist. Die kulturelle Vielfalt gesetzlicher Regelungen und moralischer Gepflogenheiten in verschiedenen Ländern und Völkergruppen ist allzu offensichtlich. Dies suggeriert, dass aus dem Wechselspiel zwischen dem Lust-Unlust-Prinzip und der kognitiven und emotionalen Komponente der Verhaltensregulation unterschiedliche normative Evaluationskriterien und verschiedene mitunter auch widersprüchliche normative Hierarchien modelliert werden können.

## NORMATIVITÄT UND ORGANISMUS

Doch bleiben wir vorerst noch auf der Ebene des Organismus. Hier scheint es ziemlich eindeutig zu sein: Die einzelnen Organe und Organsysteme sind in ihrer Interaktion auf ein homöostatisches Gleichgewicht ausgerichtet. Die Herzstätigkeit hält die Blutzirkulation entsprechend den körperlichen Anforderungen aufrecht, die Niere reguliert den Salz- und Wasserhaushalt, die Bauchspeicheldrüse kontrolliert den Blutzuckerspiegel über Insulin und Glucagon etc. Jede Abweichung vom situationsabhängigen Normwert wird registriert und automatisch eine Gegenregulation eingeleitet. Das Gesetz der Feedback-Regulation scheint also entscheidend an der Aufrechterhaltung dieses Gleichgewichtszustands beteiligt zu sein. Auch der Mensch als Ganzes lässt sich als biologisches Wesen begreifen, sogar geistige Prozesse wie Denken, Handeln und Fühlen teilen diese organische Grundlage mit den zugrunde liegenden Gesetzmässigkeiten der Feedback-Regulation, zumindest auf einer tieferen, beispielsweise zellulären Integriationsebene. Auf dieser Integriationsebene herrschen die Gesetze der homöostatischen Regulation: Der Handlungsspielraum einer Zelle ist begrenzt, die Umweltbedingungen auf welche sie zu reagieren hat ebenfalls. Sie ist mit ihrem biologischen Programm für die möglichen Alternativen vorbereitet und reagiert auf äussere Reize quasi deterministisch mit einem entsprechenden zellulären Antwortverhalten.

Wenn wir nun von dieser zellulären auf eine systemische Integrationsebene wechseln, dann wird die Situation ungleich komplexer. Wir haben es mit Zellverbänden zu tun, die ihrerseits homöostatischen Gesetzmäßigkeiten gehorchen, aber in ihrer Interaktion einen Reaktionsspielraum haben, der um mehrere Dimensionen komplexer und vielseitiger ist. Die Erklärung, wie aus dieser Komplexität geistige Phänomene hervorgehen, die mitunter auch für die Bildung normativer Ordnungen essentiell sind, stellt eine grosse Herausforderung für die Neurowissenschaften dar. Insbesondere müsste die Frage geklärt werden, wie aus einem homöostatischen System auf der Mikroebene ein normatives System auf der Makroebene entstehen kann. Stellt das normative System auf der Makroebene etwa nur eine Abwandlung oder Weiterentwicklung des homöostatischen Systems dar und wenn ja, wie ist denn ein solches normatives System aus der komplexen Vernetzung von homöostatischen Elementen in gegenseitiger Interaktion unter Einbezug der Umwelt denkbar? Diese schwierige Frage muss für den Moment offen bleiben. Sie gibt uns aber den Anstoss in der Reflexion über die Natur und die Bildung normativer Urteile die verschiedenen Integrationsebenen zu untersuchen.

#### VOM ORGAN ZUM MENSCHEN: DIE INTEGRATION VON HOMÖOSTASE UND NORMATIVITÄT

Unter Rückgriff auf Thomson haben wir im zweiten Abschnitt dieses Essays das Konzept der Designfunktion als ein mögliches Evaluationskriterium für eine normative Ordnung kennengelernt. Auch einem Organ kann demnach eine bestimmte Designfunktion zugeschrieben werden: Es ist so gebaut, um eine bestimmte Funktion zu erfüllen und ist nur dann ein gutes Organ, wenn das Design der Erfüllung der Organfunktion gerecht wird<sup>5</sup>. Steigen wir nun von den Organen eine Integrationsebene höher zu den Lebewesen: Die gemeinsame Designfunktion von Lebewesen ist nach Thomson auf ihr *Überleben* ausgerichtet<sup>6</sup>. Gegenstände oder Handlungen können also im normativen Sinne dann als *gut* evaluiert werden, wenn sie fördern, was die Designfunktionen des Lebewesens vorsehen.

Auch Menschen sind von Natur aus auf das Überleben und den Schutz vor Krankheiten als gemeinsame Designfunktion ausgerichtet<sup>7</sup>. Menschen tun aber auch Dinge, zu denen sie nicht von Natur aus determiniert sind, sondern die sie aus eigenem Antrieb und aufgrund individuell gesteckter Ziele tun: Sie legen sozusagen ihre eigenen Designfunktionen fest<sup>8</sup>. Demnach können Gegenstände oder Handlungen dann als *gut* evaluiert werden, wenn sie einer Person nützen, indem sie zum Erreichen ihrer Ziele beitragen. Auch McLaughlin argumentiert in die Richtung, dass Menschen zwar aus Organen mit bestimmten Designfunktionen bestehen, ihrerseits aber als Ganzes keine fixe Designfunktion haben können: Dies anzunehmen wäre ein *pars-pro-toto Fehlschluss*<sup>9</sup>. Körperteile haben im Gegensatz zu Personen keine Ziele und die Ziele von Personen sind insofern autonom, als dass sie ungeachtet dessen zustande kommen können, was gut für die Körperteile ist.

Die Erfahrung bestätigt tatsächlich, dass der Mensch sich in seinem Handlungsspielraum Ziele setzen kann, die sich nicht zwingend mit den biologischen Zielen, die der homöostatischen Regulation unterliegen, wie wir sie auf der zellulären Ebene beobachten können, decken. Ein asketisches Leben kann den Mönch erfüllen und befriedigen, auch wenn sein Körper darunter leidet. Und doch fällt diese Befriedigung nicht einfach so vom Himmel, sondern ist ihrerseits auch wieder biologisch implementiert. Extreme sportliche Betätigung beispielsweise kann dem Körper schaden und gleichzeitig Endorphine, körpereigene Hormone, die Glücksgefühle vermitteln und Schmerzen stillen, freisetzen. Es muss kein Widerspruch sein, dass für den Organismus primär nicht förderliche Ziele nicht doch auch auf der biologischen Ebene mit Prozessen einhergehen, die den Organismus in einen Zustand der Befriedigung und des Wohlbefindens versetzen.

Genau an diesem Punkt erkennen wir, dass unser biologisch verankertes Lust-Unlust-Prinzip insofern autonom ist, als dass es nicht zwingend mit der Welt unserer normativen Ordnung ko-reagiert, andererseits erkennen wir aber auch, dass beispielsweise persönliche Ziele, welche Intentionalität und normative Evaluation

<sup>5</sup> Judith Jarvis Thomson: The Right and the Good, in: The Journal of Philosophy Vol. XCIV, No. 6, Juni 1997, S. 297.

<sup>6</sup> ebd., S. 293.

<sup>7</sup> ebd., S. 295.

<sup>8</sup> ebd., S. 295.

<sup>9</sup> vgl. Peter McLaughlin: On Having a Function and Having a Good. In: X (X) S. 140.

voraussetzen ihrerseits vom Lust-Unlust-Prinzip moduliert werden und selbst wieder auf dieses plastisch einwirken können. Selbst mühsame Arbeit kann lustbetont sein, wenn man damit ein plausibles und erfolgsversprechendes Ziel verfolgt. Andererseits kann uns das Lustprinzip aber auch davon abhalten vordergründig mühsame und längerfristige Ziele zu verfolgen, wenn es auf kurzfristige Befriedigung aus ist. Das menschliche Handeln konstituiert sich also durch die Auseinandersetzung und Verinnerlichung der normativen Ordnung und dem Bestreben nach Homöostase, wobei der homöostatische Gleichgewichtszustand intentional durch persönliche Ziele und Vorstellungen in Interaktion mit den motivierenden Tendenzen des Lust-Unlust-Systems geformt wird. Die Anpassung ist dann erfolgreich, wenn der Mensch lernt sein Lust-Unlust-System unter die Grenzen des normativen Systems zu stellen bzw. wenn das normative System so gestaltet ist, dass es interindividuell unsere Lust-Unlust-Systeme in ein homöostatisches Gleichgewicht bringt. Demnach kann beispielsweise ein Gesetz nur dann wirksam sein, wenn das Individuum entweder die Konsequenzen einer Bestrafung bei Zuwiderhandlung antizipatorisch fühlt und somit sich aus homöostatischen Gründen ans Gesetz hält, um Unlust zu verhindern, oder wenn das Individuum erkennt, dass ein Einhalten des Gesetzes seine Einbettung in ein soziales System und somit seine eigenen und die homöostatischen Bedürfnisse der Mitmenschen respektiert.

## DIE KONSTITUTION DER EVALUATIONSKRITERIEN

Wir haben also gesehen, dass sich normative Evaluationskriterien wie *gut* oder *schlecht* im Wechselspiel zwischen der homöostatischen Regulation und der normativen Ordnung und in der Interaktion zwischen Individuum und Gesellschaft herausbilden. Welche Handlungen und welche Gegenstände wir als *gut* bzw. *schlecht* einstufen, hängt also eng mit unserer Entwicklung und Lerngeschichte zusammen. Dabei bestimmt unser kulturelles und menschliches Umfeld sowie unsere Biographie entscheidend mit, ob wir bei dieser Evaluation individualistische oder kollektivistische, egoistische oder altruistische Evaluationskriterien bevorzugen. *Gut* kann sein, was einen sehr engen und direkten Bezug zum eigenen Wohlbefinden hat - ungeachtet seiner Effekte auf andere. *Gut* kann aber auch sein, was dem gesellschaftlichen System nützt und so indirekt das Wohlbefinden steigert, indem die Funktion und Stabilität dieses sozialen Systems als Quelle des sozialen Schutzes und der Integration aufrecht erhalten wird.

Ein Gegenstand erfüllt dann die Evaluationskriterien für *gut*, wenn sein Design optimal auf seine Verwendungsweise angepasst ist. Einfache Lebewesen orientieren sich an der Designfunktion des Wachstums und der Selbsterhaltung und sind dann *gut*, wenn ihre homöostatischen Regulationsmechanismen diese Designfunktion erfolgreich implementieren. Lebewesen mit komplexeren Handlungsspielräumen haben zusätzlich mentale Fähigkeiten und schaffen somit die Grundlage für die Herausbildung einer normativen Ordnung, der unterschiedliche individuelle und kulturelle Evaluationskriterien für *gut* und *schlecht* zugrunde liegen, und agieren somit in einem Raum, der sowohl homöostatische als auch normative Regulation zulässt und integriert. Diese Komplexität überfordert die Erklärungspotenz der Designfunktion als Evaluationskriterium für menschliches Sein und Handeln. Dieses Konzept ist auf die Komplexitätsstufe des Menschen übertragen zu eindimensional, als dass es Evaluationen, die in einem komplexen Netzwerk aus interagierenden homöostatischen und normativen Systemen entstehen, auf den gemeinsamen Nenner einer Designfunktion bringen könnte. Der Mensch ist nicht dazu programmiert zu tun, was seiner Niere oder seinem Herz *gut* tut, sondern sein Handeln umfasst viel mehr Determinanten als nur die organischen. Die Tatsache, dass kulturelle und biographische Determinanten auch biologisch implementiert sein müssen, um handlungswirksam zu werden, bedeutet noch nicht, dass ihnen deswegen ihre kausale Kraft entzogen werden könnte, indem ihre kausale Rolle allein auf die ihnen zugrunde liegende biologische Wirkkomponente reduziert werden könnte. Der Mensch hat zwar biologisch implementierte mentale Fähigkeiten entwickelt, die es ihm erlauben auf differenzierte Weise mit einer komplexen Umwelt zu interagieren und dabei auch normative Evaluationen vorzunehmen, ihnen liegen aber auf verschiedenen Integrationsebenen ein breites Spektrum an kausalen Determinanten zugrunde: Vom einfachen zellulären Antwortverhalten über die homöostatische Regulation der verschiedenen Organsysteme bis hin zu intentional geformten Lebenszielen oder kulturell geprägten Glaubensüberzeugungen. All diese Faktoren spielen kausale Rollen in der Bildung unserer Evaluationssysteme und lassen sich nicht auf eine einfache, eindimensionale Formel reduzieren. Doch heisst dies, dass normative Urteile somit einzig auf subjektiven Evaluationen beruhen? Kann es so etwas wie ein *absolutes Gut* oder ein *absolutes Übel* im objektiven Sinne gar nicht geben, wenn diese Evaluationen so eng an ein Subjekt und seine Biographie gebunden sind?

## NORMATIVITÄT ALS INTERAKTIONALES GESCHEHEN

Wir haben gesehen, dass normative Urteile wie *gut* oder *schlecht* eng mit unserer biologisch verankerten Fähigkeit zusammenhängen, im Spektrum zwischen Lust und Leiden homöostatische Empfindungen zu haben. In der Interaktion der Individuen stellt sich aus diesen individuellen homöostatischen Dispositionen ein sekundärer handlungswirksamer Bezugsrahmen der normativen Ordnung ein, der die individuellen Handlungsspielräume im Hinblick auf eine interindividuelle Homöostase austariert. Im Wechselspiel zwischen Subjekt und Kultur entstehen unterschiedliche normative Ordnungen mit verschiedenen Regeln und Gesetzen, wobei aber auch gewisse Überschneidungen erkennbar sind, die dann beispielsweise in Menschenrechtsdeklarationen nach Verallgemeinerung und Verabsolutierung streben. Dies sollte jedoch nicht suggerieren, dass solche normative Ordnungen etwa streng rationale Gebilde sind, wie sie durch Kantische Engel hätten erschaffen werden können. Eine normative Ordnung ist vielmehr ein dynamisches interaktionales Geschehen, welches subjektive Erfahrungsdimensionen mit einschließt. Menschen mit Frontalhirnstörungen beispielsweise, die Defizite im Bereich der emotionalen Wahrnehmung und Empathie zeigen, können bestimmte elementare und rational nachvollziehbare Elemente normativer Ordnungen nicht handlungswirksam integrieren, da ihnen genau diese subjektive Erfahrungsdimension fehlt, die nötig wäre, um diese normative Ordnung zu implementieren. Dies legt nahe, dass eine normative Ordnung weder rein subjektive noch rein objektive Dimensionen beinhaltet und weder rein emotionale noch rein rationale mentale Fähigkeiten voraussetzt, sondern dass es sich vielmehr um eine interaktionale Ordnung zwischen Subjekt und Objekt bzw. zwischen Subjekt und anderen Subjekten handelt, die sämtliche Erfahrungsdimensionen mit einschließt. Der dabei erzielte intersubjektive Übereinstimmungsgrad wird somit interaktionell begründbar: Die Sozialisation und Identifikation mit einem normativen System bestimmt schliesslich, welche Bedeutung ein Individuum einem normativen System interaktionell zuschreibt und nach welchen Evaluationskriterien es normative Urteile bildet. Und sein Handeln wird schliesslich über seine Zugehörigkeit zu einem normativen System entscheiden. *Gut sein* oder *ein Gut haben* bilden interaktionell begründbare normative Zuschreibungen, die intentionale Wesen mit bestimmten mentalen Fähigkeiten und homöostatischen Empfindungen voraussetzen: Diese intentionalen Wesen bilden normative Evaluationskriterien aus und wenden sie so an, wie sie diese in der Interaktion mit ihrem Umfeld durch Erziehung,

Sozialisation und Identifikation erworben haben. Der maximale Grad an Objektivität stellt somit lediglich die intersubjektive und interaktionell entstandene Übereinstimmung der Individuen in der Verwendung normativer Evaluationskriterien und ihrer Handlungswirksamkeit innerhalb eines gemeinsamen normativen Referenzsystems dar.

## SYNOPSIS

Das Anliegen und die philosophische Stossrichtung dieses Essays könnte abschliessend als These folgendermassen formuliert werden:

*Die Leidens- und Lustfähigkeit des Menschen begründet sein normatives Empfinden im homöostatischen Wechselspiel zwischen den Individuen in einer Welt mit komplexen Handlungsmöglichkeiten. Die Erziehung und Sozialisation führt in diese normative Ordnung ein, die auf der biologischen Disposition zur Homöostase aufbaut und den komplexen Handlungsspielraum des Menschen vermittelt durch besondere mentale Fähigkeiten - im Hinblick auf ein interindividuelles homöostatisches Gleichgewicht begrenzt.*

Zusammenfassend lässt sich demnach als Stossrichtung dieses Essays formulieren, den von Thomson vorgestellten Ansatz, wonach Funktionen bzw. Designs im Vordergrund der normativen Evaluation stehen, zu kontrastieren, indem herausgearbeitet wurde, wie normative Werturteile im homöostatischen Empfinden des Menschen zu verankern sind und wie sich eine solche Verankerung als natürlicher Referenzpunkt auf die Konstitution normativer Ordnungen auswirkt.

Kontakt: [milan.scheidegger@me.com](mailto:milan.scheidegger@me.com) | [www.milans.name](http://www.milans.name)